

Samburger Echo

Nr. 429.

Dienstag, den 16. September 1919. — Abend-Ausgabe.

33. Jahrgang.

Organisierung national gesinnter Soldaten für den Monarchismus.

Polen und Tschechen.

Im „Trianon-Saal“ zu Versailles sahen schon alle zur Ueberreichung des Friedensdokuments an die deutsche Delegation bereit, als sich die Tür noch einmal öffnete und die virtuosenhafte Erscheinung des polnischen Ministerpräsidenten Paderewski den Saal betrat. Der Pole strebte, ungeduldig erwartet, seinem Plaz zu, aber da gab es noch einmal einen kleinen Aufenthalt. Herr Paderewski entbedte nämlich in der unübersehbaren Schaar der Völkerschaften, die sich den Siegern zugesellt hatten, den Vertreter der Tschechoslowaken, Herrn Rammars, eilte auf ihn zu und schüttelte ihm minutenlang die Hand. Wenig schien zu fehlen, daß sich die Vertreter der beiden einander benachbarten Slawenvölker umarmt hätten. Mit Vergnügen mochte da Herr Clemenceau sehen, wie gut sich die Kleinen von den Seinen, die in erster Linie dazu bestimmt waren, Deutschland ewig auf dem Nacken zu sitzen, miteinander vertrugen. Bessere Kenner der slawischen Völker mochten aber gleich wissen, was es zu bedeuten hat, wenn der Pole den Tschechen, der Tscheche den Polen tagelänglich an Herz drückt.

Eine wirkliche Freundschaft zwischen Polen und Tschechen hat niemals bestanden. Die galizische Schlachta machte ihre Geschäfte mit dem alten österreichischen Staat, ohne sich viel um die slawischen Blutsbrüder zu kümmern, ausgenommen die jetzt Ukrainer genannten Ruthenen, die sie gramam unterbrachten. Zudem war das schlechtbewirtschaftete Galizien ein Kostgänger der Monarchie, das hochstilisierte Böhmen einer seiner stärksten finanziellen Lastträger, und so gab es auch hier Angelegenheiten, in denen die Gemütslichkeit aufhörte. Kurz und gut, die rechte Liebe war es nie.

Seitdem ist an die Stelle verfallener Gegnerschaft die offene Feindschaft getreten, und oftmals hat man von verdächtigen Truppeneinheiten an der tschechisch-polnischen Grenze gehört. Der Entente gelang es indes, den Ausbruch offener Feindschaften zwischen den beiden „Verbündeten“ zu verhindern und wegen ihrer territorialen Streitigkeiten die Rolle des Schiedsrichters zu übernehmen.

Jetzt heißt es, daß der Schiedspruch gefallen ist und daß sich die Tschechen insgesam anziehen, Paris zu verlassen. Sie sollen sich entschlossen sein, den Friedensvertrag nicht zu unterzeichnen, und man muß zugeben: wenn es wahr ist, daß die Entente den Tschechen das Tschechen Land ab- und den Polen zugeprochen hat, dann haben sie auch allen Grund dazu.

Das frühere Fürstentum Teschen hat seit der Wende des letzten Jahrhunderts, also seit mehr als 800 Jahren, zu den Ländern der böhmischen Krone gehört, es ist vorwiegend von Tschecho-Slowaken und Deutschen bewohnt, also auch in ethnographischer Beziehung in keiner Weise als polnisches Land anzupreisen. Seine Zuteilung an Polen würde seine Zugehörigkeit von einem Verbände bedeuten, dem es seit Jahrhunderten angehört hat und wäre zweifellos ein schweres an der Tschecho-Slowakei verübtes Unrecht.

Ein solcher Vorgang wäre geeignet, den Herren in Prag noch mehr die Augen zu öffnen. Aber war das überhaupt noch notwendig? Weiß doch jeder politisch denkende Mensch in der Tschecho-Slowakei, daß der neue Staat lediglich auf eine Spekulation Frankreichs hin aufgebaut worden ist, das hoffte, für einen ewigen Willkürkrieg gegen Deutschland einen höchst wertvollen Bundesgenossen an ihm zu gewinnen. Als französischer Schutzstaat sollte die Tschecho-Slowakei zwischen Berlin und Wien liegen und im Falle eines Krieges durch den Vorteil der inneren Linie überaus rasch hier oder dort die Feindschaften eröffnen können. Das ist vielleicht ein sehr ehrenvoller Auftrag für die Tschecho-Slowakei, aber auch ein sehr gefährlicher, ja sogar ein unausführbarer für einen Staat, dessen Bevölkerung zu mehr als einem Viertel aus Deutschen besteht.

Die Rechnung hätte vielleicht stimmen können, wenn der tschechisch-slowakische Staat seinen Bestand nur in ständiger Gegnerschaft zu Deutschland und im Bunde mit dessen Gegnern behaupten könnte. Wenn aber die Tschechen sehen werden, daß Deutschland nicht daran denkt, ihren staatslichen Bestand anzufassen, so wird sehr rasch ihr natürliches, wirtschaftliches und politisches Interesse zum Durchbruch kommen, das sie auf möglichst freundschaftliche Beziehungen zu Deutschland und Deutsch-Österreich verweist. Dieser notwendige Prozeß kann aber nur gefördert werden, wenn jetzt die Entente den polnischen Landhunger mit einem Stück tschechischen Landes befriedigen will.

Der Fall Reinhardt.

Offiziersstellvertreter Reuendorff unbestraft.

Neue Kämpfe des Reinhardt aufgedeckt.

Unser Berliner Mitarbeiter gibt uns heute wegen eines telephonischen Berichtes, dessen Inhalt zu einem kleinen Teil mit schriftlichem Unbehagen aus dem Wolffs Bureau wiedergegeben wird. Unser Mitarbeiter meldet:

Der Offiziersstellvertreter Reuendorff hat gestern abend gelegentlich der Verfassungsunterredung des republikanischen Führerbundes erklärt, daß er nicht vorbestraft sei. In einer Fußnote an den „Vorwärts“ gibt er an, daß er die gleiche Erklärung ab und kündigt die Vorlegung seines polizeilichen Führungszeugnisses an. Er fügt hinzu, daß er für alles, was er behauptet habe, einwandfreie Zeugen besitze. Das ganze Reichswehrregiment 20 werde auch noch eine weitere Versicherung des Obersten Reinhardt bezogen können: Scheibemann sei ein Betrüger, der sein Schicksal im Tode habe. Uebrigens werden dem „Vorwärts“ noch eine Reihe von Zeugen genannt, die bereit sind, zu behaupten, daß Oberst Reinhardt die von Wolffs Bureau bestrittene Befehlshaber der Regierung und einzelner Minister getau hat. Auch stellt der „Vorwärts“ fest, daß es sich nicht um einen Fall Reuendorff, sondern um einen Fall Reinhardt handelt, nämlich darum, ob Reinhardt die angeblichen Versicherungen getan hat oder nicht.

Wir sagen also sicher nicht zu viel, wenn wir annehmen, daß dieser Fall Reinhardt, der nach der durchaus richtigen Auffassung des „Vorwärts“ auf keinen Fall zu einem Fall Reuendorff umgewandelt werden darf, nicht nur für diesen Obersten ein kritischer Fall werden kann. Es stehen sich hier zwei Aufgaben so schroff gegenüber, daß sie auf keinen Fall durch einen einfachen Dienstlichen Bericht, eines des Obersten Reinhardt selbst, oder seiner militärischen Vorgesetzten an Roste als zugunsten des beschuldigten Reinhardt gefälscht betrachtet werden können. Hier muß der Anfang mit einer umfassenden Untersuchung über die innere Zuverlässigkeit des Offizierskorps in der Reichswehr gemacht werden. Hier sind keine impulsiven Reden am Platz, sondern harter Wille nach Wahrheit. — Im übrigen dürfte es interessant sein, zu erfahren, wie die angeblichen Verdienste dieses Reinhardt von verschiedenen Seiten gemeldet werden. So schreibt das „Berliner Tageblatt“ darüber folgendes:

Reinhardt hat sich in den Vorkriegsjahren, als der Kommunismus in Berlin zu verschlingen drohte, gewisse Verdienste erworben, da er, mit einer kleinen Truppe in der Hand, zugunsten der Regierung eintrat. Aber dieser Oberst Reinhardt, eine impulsive, unbedachte Natur, hat aus seiner Abneigung gegen die republikanische Regierung kein Maß gemacht, hat, offensichtlich, Willkür über Willkür betrieben und von der „Judenfrage“ gesprochen, nachdem die Nationalversammlung sich auf die schwarz-rot-goldenen Farben geeinigt hatte. Als er, im Juni dieses Jahres, aus Genüßlichkeit seinen Abschied einreichte, hat ihn Roste, so bleiben, und Reinhardt blieb. Seitdem hält er sich für unentbehrlich und glaubt sich dazu berufen, die Vorführung zu spielen, wenn neue Wirren über Deutschland hereinbrechen sollten. Er ist Monarchist und verdirbt diese Gesinnung vor seiner Umgebung nicht. Er ist indessen klug genug, sich zu fügen, daß für die nächsten Jahre eine Wiederaufrichtung der Monarchie nicht möglich ist. Aber er hält, im gegebenen Zeitpunkt, eine Militärdiktatur für wünschenswert. Natürlich weiß er sich mit einer großen Anzahl älterer aktiver und inaktiver Offiziere, die heute ihr früheres Ansehen und ihren Einfluß verloren haben, eins.

Das „Berliner Tageblatt“ sagt weiter, daß Reinhardt heute nicht mehr davon denkt, freiwillig aus dem Dienst zu scheiden. Es werde überhaupt schwer sein, der Reichswehr die Offiziere alten Schlages zu entziehen, zumal die Soldaten nicht nur auf die Verfassung, sondern auch auf ihre Führer verpflichtet sind.

Der „Vorwärts“ schreibt über das Kapitel „Verdienst“ folgendes:

Wir müssen die ganze Geschichtslegende zerstören. Hier ist schon einmal darauf hingewiesen worden, in welcher höchsten und herausfordernden Weise Reinhardt im frühesten Moment jede Hilfeleistung für die Regierung ablehnte. Auch in den späteren Tagen, als er merkte, daß Sportplatz nicht siegen würde und nunmehr wieder der Regierung ein Interesse zuwande, hat er durchaus nicht die entscheidenden Leistungen vollbracht, die ihm seine Anhänger nachschreiben. Gerade an den Folgen des 11. Januar, die er in seinem bekannten Schreiben an den „Vorwärts“ so herausstreichte, hatte er keinen Anteil. Er war es vielmehr, der durch seine Großmännlichkeit die damalige Aktion zur Wiederaufrichtung der Ruhe ernstlich gefährdete. Oberst Reinhardt hat sich, nachdem er bereits im Dezember mehrere vergebliche Versuche gemacht hatte, Stadtkommandant zu werden, zum Kommandanten von Berlin“ heraufgehoben. Kategoriale Verlangte er alle Nachvollkommenheiten und weigerte sich, mit seiner Truppe irgend etwas zu unternehmen, sofern er nicht als Oberbefehlshaber anerkannt werde. Als er sein Ziel nicht erreichte, schmolte er und überließ es den anderen Truppen, am 11. Januar das zu vollbringen, dessen er sich in Anspruch nahm. Er nimmt für sich das Lob in Anspruch, das nur dem Major Stephan zukommt. So sehen Reinhardt „Verdienste“ aus, und was die angebliche Dankeschuld anbelangt, so möchten wir daran erinnern, daß die Regimenter Liebe und Reichsflag, die im Januar mehr getan haben als Oberst Reinhardt, sehr bald aufgelöst wurden, sobald man sie auf Grund ihrer übertriebenen Willkür für „parteilich“ erklärte. Damals hat kein konsequentes Blatt über Unmuth gelacht.

wo ein Monarch wieder mit fester Hand die Zügel der Regierung ergreift. Nur dann sei ein Wiederaufbau Deutschlands möglich, nur dann könne sich unser Vaterland kulturell fortentwickeln. Die Fäden dieser Gründung gehen aus von einer Fürsorge für die Berufs-soldaten in Berlin, die bisher allgemein für eine amtliche Stelle gehalten wurde. In der Versammlung waren mehrere Kavallerie- und Artillerie-Regimenter vertreten, sowie die Marinebrigade 3, die zurzeit in Schlesien ist. Die Delegierten erhielten freie Fahrt, 40 Mark Reisespesen und es wurde für ihre Unterbringung in Hotels Sorge getragen.

Neue Verbrechen gegen die Volksernährung.

Der Reichswirtschaftsminister Robert Schmidt veröffentlicht einen Artikel über den Abbau der Zwangswirtschaft. Er führt darin aus, daß gegenüber den Verteuerungstendenzen der Staat die Verpflichtung hat, in das freie Getriebe einzugreifen und den Zwang herzustellen, soweit es die Interessen der großen Masse der Bevölkerung erfordert. Er beweist diese Notwendigkeit an der Preisentwicklung für Obst, Eier, Milch, Leder und auch für die Eigenmilch, die ja nicht rationiert ist und bis zu 40 pro Zentimeter kostet. Schmidt führt weiter aus, daß die frühere Bewirtschaftung zugleich Anweisung an den Weltmarktpreis mit den hohen Aufschlägen bedeute, die durch den Preisstand unserer Valuta verursacht ist. Bei einer solchen Preisgestaltung sei ein Stundenlohn von 10 Mark wahrscheinlich noch eine jämmerliche Entlohnung. Eine Regierung, die eine solche Marktpreisgestaltung herstellen wollte, würde mit Recht in den Verdacht kommen, daß sie den Wuchergeistes einer stumpellosen, gewinnorientierten Interessentengruppe ihre Dienste leihe. Wir haben eine gute Getreideernte herangebracht. Wir können nach den Schätzungen der Reichsgetreidebestände mit unseren inländischen Produkten für die Brotversorgung aus und können das Getreide auf 80 pZt. ausmahlen, wenn die Ablieferung richtig erfolgt. Es wurde nur in den letzten Tagen bekannt, daß einige Landwirte an der Grenze gemessenlos genug sind, ihr Getreide nach dem Ausland zu verkaufen, um dort den vierfachen Preis zu erlangen, der ihnen im Inland geboten wird. Diesem Verbrechen am deutschen Volksvermögen soll mit aller Schärfe entgegengetreten werden. Die Mindeststrafe ist auf einen Monat Gefängnis erhöht. Die deutsche Volkswirtschaft wird in absehbarer Zeit noch eine Währung von freier Wirtschaft und Zwangswirtschaft ertragen müssen.

Der Streit um die Kaiserbilder.

In einer Versammlung von über 2000 Schülern der Höheren Lehranstalten in Kassel, in der gegen die Entfernung der Kaiserbilder protestiert wurde, hielt der Unterprimar Ernst zu Solg, Sohn des früheren Kultusministers und nachmaligen Oberpräsidenten von Hessen-Nassau eine Ansprache, die laut „Lokalanzeiger“ einer größeren Anzahl von jungen Arbeitern Veranlassung gab, gegen die Demonstrationen tätlich vorzugehen. Wie die „Morgenpost“ meint, kann man nicht gut von den Schülern verlangen, daß sie die Verhältnisse und Entwicklungen klar übersehen, die in dem Parteiprogramm der Erweichungen scharf umrissen sind. Nur eine beschränkte Aufklärung, die nicht aus einem Extrem in das andere falle, könne Wandel schaffen.

Das M.M. verbreitet folgende grundsätzliche Stellungnahme des preussischen Kultusministers zu der Frage der Kaiserbilder: Es sind vielfach Zweifel darüber entstanden, welche Bilder, Statuen und von dem bekannten Erbe des Kultusministers über die Entfernung von Wahrzeichen der alten Staatsherrschaft aus den Schulen getroffen werden sollen. Im völligen Verneinung der Absichten des Kultusministers und im Widerspruch zu den Ausführungen, die der Minister selbst und seine Vertreter schon in der Sommertagung der Landesversammlung wiederholt gemacht haben, sind vielfach auch Bilder Friedrichs des Großen, des Kaisers v. Stein, Bismarcks, Noltes, Hindenburgs, Weddighs usw. aus den Schulen entfernt worden. Das hat an gefährlichen Orten zu bedauerlichen Zwischenfällen geführt, um solche künftig zu vermeiden, hat der Kultusminister auf eine Anfrage des Preussischen Kultusministeriums in Potsdamhin an die Provinzialschulkollegien und Regierungen gegenüber seine Auffassung in einem neuen Erlass nochmals formuliert. Der entsprechende Passus dieses Erlasses lautet folgendermaßen: „Zu entfernen sind nur Bildnisse des letzten deutschen Kaisers und des Kronprinzen, nicht auch solche von Persönlichkeiten, deren Wert und Bedeutung unabhängig von ihrer Beziehung zu der jeweiligen Staatsautorität geschichtlich feststeht.“ Es ist zu hoffen, daß mit dieser Regelung sich nunmehr auch

Politische Nachrichten.

Freie Fahrt und 40 Mark Reisespesen für die Organisierung gegenrevolutionärer Soldaten.

(Eigener Drahtbericht des „Samburger Echo“.)

Wie dem „Vorwärts“ mitgeteilt wird, veranstaltete die nationalliberale Volkspartei am Sonnabend in Berlin im „Rheinhold“ eine Versammlung zur Gründung eines Verbandes national gesinnter Soldaten. Referent war der deutsch-nationale Berliner Abgeordnete Langer, der ausführt, der Verband solle den Zweck haben, das nationale Bewußtsein der Soldaten zu heben, die schwarz-weiße Fahne wieder zu Ehren zu bringen, wirtschaftliche Vorteile zu erhalten und eine Schar zu bilden, die auf den Augenblick warte,

Kunst, Wissenschaft und Leben.

Veranstaltungen zu Vorzugspreisen.

Karten zu Vorzugspreisen werden nur an der Kasse des Wilhelms-Theaters. Große Theaterstraße 42, I. ausgegeben. Die Kasse ist geöffnet vormittags von 10 bis 1 Uhr, nachmittags von 4 bis 6 Uhr. Telefonische Anfragen nach Billetts bleiben unberücksichtigt.

Folgende Karten sind vorzuziehen:

Neues Operetten-Theater.

Mittwoch: „Die Rolle von Gaudin“.

Donnerstag: „Die tolle Komik“.

Volksoper.

Sonnabend: „Die lustigen Weiber von Windsor“.

Ab Freitag wird auf jedes Billet ein Sozialzuschlag von 5 4 erhoben.

Kammerspiele.

Freitag: „Tramviel“.

Sonntag nachmittag: „Kameraden“.

Montag: „Wilde der Wälder“.

Besonders erwähnte Preise: 1,60 bis 4,10.

Thalia-Theater.

Sonnabend: „Die gute Waise“.

Schiller-Theater.

Mittwoch: „Der Wissenschaftler“.

Freitag: „Atrio“.

Konzerte.

Mittwoch, 1. Oktober: Lieberabend. Eula Witsch Gmeiner. Preise: 4,80, 2,50 und 1,50.

Dienstag, 23. September: 1. Abonnements-Orchester-Konzert. Helly von Weingartner. Karten zu 4,85, 4,85, 3,50 und 2,50.

Drittes volkstümliches Konzert.

Montag, 22. September. Minirende: Ema Penner von der Berliner Staatsoper und Walter Baum.

Verein Hamburgischer Musikfreunde. Das vollständige Konzert am Mittwoch, 17. September, verdispicht einen besonders gemächlichen Abend. Solistisch wirken mit: Herr Curt Bahl, der das Eigentümlich in der Verionung von Schillings beklammert wird, und Herr Konzeimelster Gesterkamp, der die spanische Symphonie von Lalo spielt.

Rubinke.

Roman von Georg Hermann.

[17] Als aber oben die Tür hinter der Rittlerin und der Königin der Nacht sich geschlossen hatte, und als man beide noch auf der Treppe laden hörte, da sagte Frau Betty Löwenberg ganz entsetzt:

„Weißt Du, was, die Pauline ist doch sonst wirklich ein ganz hübsches Mädchen; aber jetzt eben in dem Kostüm — so etwas von gemein, habe ich noch nicht gesehen!“

Herrn Max Löwenberg schwebte ein Name auf der Zunge; doch er war Engländer genug und ging Szenen aus dem Wege. Und deswegen sagte er nur — und er sah dabei Pauline in ihrer ganzen Größe vor sich:

„Du bist eigentlich die schönste noch nicht.“

„Du bist eigentlich die schönste noch nicht.“

„Du bist eigentlich die schönste noch nicht.“

„Du bist eigentlich die schönste noch nicht.“

„Du bist eigentlich die schönste noch nicht.“

„Du bist eigentlich die schönste noch nicht.“

„Du bist eigentlich die schönste noch nicht.“

„Du bist eigentlich die schönste noch nicht.“

„Du bist eigentlich die schönste noch nicht.“

Und da sah er auch erst Hedwig, die ein paar Schritte davon in heller Schürze an einem Baum stand.

„Tag, Fräulein Hedwig“, sagte Emil Rubinke verlegen, denn es war ihm peinlich, daß man ihn so wartendes Auf- und Niedergehen beobachtet hatte. „Schöner Abend heute.“

„Schöner Abend heute“, wiederholte Hedwig, ganz wenig freundlich, aber keineswegs so, als ob sie von vornherein alle Verhandlungen mit dem Gegner abbrechen wollte. „Den Abend möcht ich wirklich mal bei Tage sehen.“

„Na, er kommt wohl nicht, Fräulein?“ fragte Emil Rubinke wieder, denn er wollte doch irgend etwas reden.

„Ich weiß nicht, was Sie immer wollen, Herr Rubinke. Ich warte doch hier auf niemand“, versetzte Hedwig lachend — denn sie fühlte, daß sie hiermit traf.

„Du bist es doch nicht, Fräulein“, sagte Emil Rubinke, denn er wollte doch irgend etwas reden.

„Du bist es doch nicht, Fräulein“, sagte Emil Rubinke, denn er wollte doch irgend etwas reden.

„Du bist es doch nicht, Fräulein“, sagte Emil Rubinke, denn er wollte doch irgend etwas reden.

„Du bist es doch nicht, Fräulein“, sagte Emil Rubinke, denn er wollte doch irgend etwas reden.

„Du bist es doch nicht, Fräulein“, sagte Emil Rubinke, denn er wollte doch irgend etwas reden.

„Du bist es doch nicht, Fräulein“, sagte Emil Rubinke, denn er wollte doch irgend etwas reden.

„Du bist es doch nicht, Fräulein“, sagte Emil Rubinke, denn er wollte doch irgend etwas reden.

„Du bist es doch nicht, Fräulein“, sagte Emil Rubinke, denn er wollte doch irgend etwas reden.

„Du bist es doch nicht, Fräulein“, sagte Emil Rubinke, denn er wollte doch irgend etwas reden.

goldenen Haare Paulines, vergaß die Rittlerin, die er als diener der Bage erwartet hatte, und alles sonst davon, was ihm eben noch in freudiger Erregung vorlag. Und er sah und fühlte und empfand nur die Nähe Hedwigs, dieser breiten, kleinen, robusten Person, die lachend, frisch, blond — mit den weißen Zähnen, mit dem großen, noch hübschen Mund, mit den Armen — neben ihm herlief.

Emil Rubinke hatte ihre Hand ergriffen, und da Hedwig sie ihm nicht entzog, so dachte er auch nicht daran, sie loszulassen, und Hedwigs Hand ruhte frisch und kühl zwischen seinen Fingern, die ganz heiß von dem stürmenden Blut der Jugend waren.

Am liebsten hätte ja nun Emil Rubinke gar nichts gesprochen, denn es war angenehmer, schweigend diese Wellen über sich hinweggehen zu lassen. Aber er mußte doch reden, um nicht langweilig zu erscheinen.

„Gott haben Sie kalte Hände“, begann er. „Meine sind viel wärmer. Ja, ja, Fräulein Hedwig — kalte Hände, warme Liebe.“

„Du machst Sie sich man ab“, sagte Hedwig und flüsterte mit dem Arm nach ihm herüber. „Du bist wie ein Hundeschnauze.“

„Ach — so sehen Sie doch gar nicht aus“, meinte Emil Rubinke ungläubig.

„Ne — wirklich — das haben immer alle Männer zu mir gesagt.“

„Aber weshalb haben Sie denn neulich morgen geweint?“ fragte Emil Rubinke plötzlich; und zwischen dieser Frage und den letzten Worten bestand ein innerer Zusammenhang.

„Weshalb ich geweint habe“, plauderte Hedwig los, und im Augenblick wurde sie noch nicht, was sie sagen sollte. „Na, ganz einfach, weil ich — weil ich — weil ich mir eben über die Frau so gewundert habe. Ich bin immer sehr freundlich zu ihr gewesen; aber das ist eben bei der Leute nicht angewendet. Sonst hat die alle ja jeden Monat ein frisches Dienstmädchen gehabt, und ich bin überhaupt die erste, die es so lange bei der aushält. Die kann ich ja in Menschen was tun. Davon haben Sie keine Ahnung, Herr Rubinke. Und das ist von der Leute — na, was meinen Sie wohl? — nicht für roten Keller.“

Emil Rubinke pflichtete Hedwig vollkommen bei; denn er konnte Frau Marlowitz nicht, die wirklich eine gute Frau war, und der man einst auf den Grabstein statt aller Lobpreisungen, die seltensten Worte hätte setzen können: „Hier ruht Frau Marlowitz, sie hat innerhalb fünfzehn Jahren nur drei Dienstmädchen gehabt.“ Und selbst wenn Emil Rubinke Frau Marlowitz